

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 81 (1971)

Artikel: Hirtenwege
Autor: Zinniker, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Zinniker

Hirtenwege

Diese Notizen widme ich den kretischen Hirten, die mir als Begleiter oder Gastgeber auf meinen Wanderungen immer wieder begegnet sind. Michail, Stavro, Eleftherios, Ioannis und wie sie alle heissen. Diesen Männern mit dem Hirtenstock, mit ihren Geschichten, Liedern, Tänzen. Am Tag der Erde, nachts dem Himmel nahe.

Tripiti

Durch die Schlucht stolpere ich dem Meer zu. Dort ragen riesige Kalkhände aus dem Wasser. In einer Felswanne, unter einer Salzkruste konserviert, liegt eine tote Ziege. Riesenhöhlen, Felsgänge ins Innere der Steilwand. Ein Steinkreis, in der Mitte ein halbierter Stamm als Tisch. Ich vermute einen Hirten in meiner Nähe, denn da steht noch eine volle Schüssel. Ich lege den Rucksack in die Steinbrocken und suche die Zisterne, von der man mir in Ajios Antonious erzählt hat.

Das Wasser ist warm und schmeckt süßlich. Auf dem Rückweg entdecke ich in einem Durchgang zur Schlucht eine Astgabel, an welcher eine geschlachtete Ziege aufgehängt worden war. Die abgeschnittenen Pfoten liegen noch in den Steinen. Auch Ausgeschnittenes aus den Innereien. Hornissen nagen alles sauber ab. Ich schreibe und rauche, lasse es Abend werden. Kein Hirte kommt zurück. Ich werde misstrauisch. Ich betrachte die Schüssel näher. Noch sind Eier, Tomaten und Zwiebeln drin. Aber ich sehe deutlich: Das sind die Ueberreste eines Festmahles. Rings in den Steinen liegen verstreut die Knochen. Wer hat hier gezecht? Was soll die verlassene Schüssel?

Die Sonne ist fort. Das Meer verliert an Farbe. Der Ort wird dunkel und düster. Kreischende Schwalben kehren in die Felshöhlen zurück. Wind kommt auf. Wenn er in die Felslöcher fährt, tönt es, als würde im Berginnern ein riesiges Tor zugeworfen.

Ich sitze auf einem Stein und verzehre auf meinen Knieen das Abendbrot. Auf dem Tisch steht die Schüssel, unberührt: Gabe der Hirten an die Geister des Ortes, eine Opferschüssel.

Ich lege mich in eine Felswanne nahe am Meer. Das Sternbild des Schwans steht am Himmel. Später geht der Mond auf. Die Schwalben wispern nur noch und schweigen dann ganz. Das Meer klopft unter die Felsen. Ich schlafe ein.

Die Zisterne in Ajios Ioannis

Südküste mit Felsstürzen. Unsichere Ziegenwegelein führen dem Meer entlang. Quellen sind selten. Gestern habe ich keine Siedlung angetroffen. Bei einem Hirten habe ich in einer Höhle knapp über dem Meer übernachtet. Nun bin ich seit Sonnenaufgang schon drei Stunden unterwegs. Die Hände aufgerissen an den Kalkfelsen. Das Hemd zerschwitzt. Es wird Abend werden, bis ich beim Kloster Koudhouma sein werde. Damit habe ich mich abgefunden. Ob das Wasser ausreichen wird? Ich darf auf keinen Fall übermäßig trinken. Der Felshang weicht etwas zurück und gibt eine kleine Ebene frei. Ich bleibe stehen, versuche mir vom weiteren Verlauf des Weges ein Bild zu machen. Im Fels oben kleben zwei Gebäude. Ich gehe bis zum Bergfuss und steige über ein gerölliges Weglein empor. Das erste Gebäude ist eine Kirche, die aussen mit alten Fresken bemalt ist: Ajios Ioannis. Sie ist unter den überhängenden Fels gebaut und setzt sich mit einer Höhle ins Innere fort. Das zweite Gebäude, etwas höher, ist ein riesiger Backofen. Aber noch ist der Weg nicht zu Ende. Ich steige weiter, bis ich vor einer Mönchszelle stehe. Dort endet der Weg. Der Einsiedler sitzt am Tisch und blickt aufs Meer. Er heisst mich eintreten. Der Raum ist einfach. Ein Bett, darüber die Landkarte vom Athos, eine Nische mit wenigen Büchern und einer Ikone, der Tisch, das Holzsofa, Stühle. Hier lebt ein Mensch seit vielen Jahren sein Leben, abgeschieden von der Welt. Dankbar nehme ich alle Gaben seiner Gastfreundschaft an. Das Gespräch geht ruhig hin und her, ohne grosse Worte, ohne Theologie.

Die Zeit steht still. Im Türrahmen nichts als Meer, Horizont, Himmel. Geruch von Basilikum weht herein. Am Fels steigt zitternd die heisse Luft. Halbschlaf, unterbrochen durch Fetzen von Geschichten: Ein Deutscher schießt mit einer Pistole eine Ikone entzwei, in einem Backofen wird ohne Feuer, aber mit Hilfe des Kreuzzeichens Brot gebacken, der unverwesliche Leichman des Heiligen, Fratzen, die

Antonius versuchen. Dann wieder Himmel und Meer, gross und leer im weissgetünchten Rahmen.

Gewaltsam reisse ich mich aus der Trance auf. Wir gehen zur Zisterne hinunter. Das Leben hier scheint ein Mysterium. «Nur der Vorüberziehende findet Geheimnisse», sagt der Mönch. «Das wahre Leben siehst du auf dem Grund der Zisterne.» Wir lassen den Kessel in die Tiefe, kurbeln ihn hoch.

«Blicke in die Tiefe!» — Dunkelheit, erregte Wasserfläche. Mehr kann ich nicht sehen. Er füllt meine Flasche. Ich versorge sie im Rucksack. Noch ist die Zisterne offen.

«Blicke auf den Grund!» Ich starre in die Tiefe. Von dort blinkt vom beruhigten Wasser mein klares Spiegelbild herauf.

Ich blicke ihn an. Er nickt: «Das ist es. Du hast es gesehen, das Leben hier. Mit Christus! geh wieder in deine Welt.»

Ich nehme den Rucksack und verlasse das Paradies eines Vormittags.

Die zechenden Fischer

Das Boot ist mit einem weissen Segel überdacht. Ein Knabe stellt das Essen auf den Deckboden. Wir lassen uns nieder, jeder bei einer Schüssel. Grosse Fische schwimmen in einer gelben Sauce. Michail, Fischer und Bootsbesitzer, steht einem vornehmen Römer nicht nach. Seine liegende Gastmahlstellung ist perfekt. Tassos, der Polizist, bevorzugt eine knieende Stellung, während ich einen meditierenden Schneidersitz versuche. Jetzt kommen die Knaben, die auf dem Schiff helfen und lassen sich in einem weiteren Kreis um uns nieder. Brot wird in faustgrossen Stücken ausgeteilt. Das Meer ist ruhig. Hin und wieder bläht eine Brise das weisse Segeltuch, das uns vor der Mittagssonne schützt. Auf der Mole liegt der gelbe Netzhafen. Nylon hat auch hier Einzug gehalten. Man will nicht mehr auf das wechselnde Geschick angewiesen sein, das der Meergott dem Fischer seit Jahrtausenden gewährt hat.

Michail schenkt den Wein ein. Es ist nur ein Becher da. Das gehört zum Ritual. Der Meergott kommt trotz Nylonnetzen zu seinem alten Recht. Es gehört zu den Eigenheiten Michails, dass er den Becher nie leer trinkt. Einen kleinen Rest schüttet er immer ins Meer. Tassos der Polizist und ich halten es genau so. Wir wollen dem glücklichen Fang nichts in den Weg legen.

Nach dem zweiten Becher sind wir schon hübsch in Fahrt. Gräte, Fischköpfe fliegen über Bord. Kaum sind sie in die Wasseroberfläche eingetaucht, drängeln unzählige Fischlein an sie heran. Gelächter, Sprüche. Michail ist ein grossartiger Erzähler. Leere Flaschen werden ein Opfer der Begeisterung. Scherben fliegen, ritzen leicht die Haut. Das Blut ist dünn und fliesst reichlich. Ich habe blass einen Kratzer am Handgelenk, aber in kürzester Zeit ist der Arm blutüberströmt. Warm tropft es auf die Kleider und hinterlässt in der Fischsauce rote, wunderliche Augen. Schreie der Frauen auf der Mole. Dann wischt mir Michail mit überlegener Gebärde das Blut ab und giesst mit einem Schöpfgefäß Meerwasser über den Arm. So waren wohl die

Sarazenen gewesen. Ich geniesse es, bei einem ihrer Nachkommen an Bord zu sein. Oliven, Wasser, Karpusi, alles gibt es hier. Ich habe Mitteleuropa vergessen. Sauce vertropft die Hosen, Gräte und Krumen bleiben im Bart hängen. Immer wieder kommt der Becher und immer wieder wird ein Restchen über Bord geschüttet, bis der Schlaf einen nach dem andern an den Deckboden fesselt.

Samaria

Eine herbe Alpenlandschaft mit tiefen Schründen und Geröllhalden im Herzen der Sfakia. Es ist morgens acht Uhr. Ich bin mit dem Bus auf die Omalos-Ebene gefahren, um von hier den Einstieg zu wagen. Der Weg geht in spitzen Kehren abwärts. Nach einer Stunde ist die Schluchtsohle erreicht. Zwischen riesigen Kalkbrocken fliest klares Wasser. Da und dort sammelt es sich in schattigen, grünblauen Becken. In einer Kapelle finde ich noch brennende Kerzen vor. Es muss noch jemand auf dem Weg sein. Oberhalb des aufgegebenen Dorfes Samaria ist ein Kessel, in welchem sich zwei Schluchtarme vereinigen. Bei der Brücke im Dorf wird mir Wasser angeboten: Die einfachste menschenverbindende Bewegung. «Schöpf mir Wasser.» Das ist hier kein Befehl, das kommt einer Liebeserklärung gleich. Jemandem das Wasser verweigern, Wasser nicht annehmen, das heisst: Hass, gleichgültiger Hass. Das heisst: Die Lebensquellen abgraben. «Ich bin das Wasser des Lebens.» Worte erhalten hier neue Inhalte. Leere Krüge werden voll.

In der renovierten Kapelle steht eine Kiste mit Schädeln und Gebeinen zweier Menschen. Gewesene. Wo seid ihr? Ist das alles? (Ich kenne Maler. Die benötigen Totenschädel als Motive für ihre Stillen.) Noch nie habe ich so nussbraune Knochen gesehen. Wart ihr Heilige, Einsiedler? Ich entzünde ein paar Körner Weihrauch. Sie gelten euch und dem, der mir das Wasser reichte.

Die Schlucht wird enger, heisser. Das Wasser bleibt weg. Es geht unterirdisch seinen Weg. Später, in den steilen Wänden, taucht es wieder auf. Die schmalste Stelle misst fünf Meter. Bei Hochwasser ist sie nicht passierbar. An Oleandern vorbei bis zum Kafenion Paradiisos, wo es immer noch den herrlichen Tee gibt. Der Honig und die Kräuter der Sfakia sind ohne Vergleich. Der Alte muss mir ein zweites Glas bringen. Während er drinnen den Eisentopf übers Feuer setzt, lausche ich dem Bienengesumm in den Salbeisträuchern. Der Fels ist ockrig bis rötlich, manchmal auch flauumgrau überhaucht. Ein Kind hütet Ziegen. Der Spätnachmittag löst sich aus den dunklen Schatten

der Feigenbäume. Ich schlendre durch die Gäßchen und Höfe hinab zur Brücke. Der weisse Weg führt an der Kirche vorbei hinunter ans Meer. Dort ist der Sand um fünf Uhr immer noch brennend heiß. Einen langen Abend sitze ich am Wasser, ausgeglüht von einem kretischen Sommertag. Im Dämmer erlischt die Trennlinie zwischen Himmel und Meer. Hinter den Abendfarben liegt Afrika.

Falasarna

Vom Bergsattel aus überblickt man die ganze Bucht: viele Oelbäume, Tomatenhäuser, das Kafenion und rechts, gegen Kap Koutri, die Ruinen und der weisse Punkt der Ajios Jeorjios Kapelle.

Falasarna: Ich bin lange durch die Ruinen gegangen. Nachminoisches, ein Riesenthron aus einem Tempel, offene Sarkophage. Dann Distelfelder, Wildnis, Wassergräben, die zu Melonenpflanzungen führen. Thymiankissen. Bienenstöcke. Merkwürdige Bassins im Fels. Das Land muss sich gehoben haben, so dass die alten Hafenanlagen nun über Meer liegen. Heutige Zivilisation hat den Strand mit Teer verklebt. Weiter gegen Koutri hinaus gibt es noch mehr Ruinen. Am Ufer ragt das Heck eines gesunkenen Schiffes aus dem Meer. Der Amerikaner, der dort taucht, erzählt, man sehe auf dem Grund riesige Keramikscherben und auch in den Felsen steckten welche.

Zurück durch den Irrgarten aus Fels, Ruinenmäuerchen und Gebüsch. Eine Stickerei aus Stein und Grün, aus Trümmern und Leben. Irrlichternde Gedanken im Dämmer der Wildnis. Erinnerungen an eine Busfahrt nach dem entfernten Knossos: Glastiges Mittagsland, das heiss, dürr und staubig vorbeizieht. Kurven, Steigungen, Gefälle. Fern der Jouchtas. Das Kirchlein auf dem Gipfel wie ein winziges Insekt, das sich auf seinem Flug kurz ausruht. Ruinen auch in den Gärten von Knossos. Hier *waren* Minoer. Was beweist das? Hier bin nur ich, der Bus, Steine, Touristen, die Sonne, die Zykaden, der Wind. Hier *waren* Minoer. Waren. Es zählt, was *ist*. Weltgeschichte, Geflecht in meinem Kopf: auch das ist jetzt. Die Welt geschieht gleichzeitig. Spekulationen um gestern und morgen. Wunschvorstellung: mit dem Schwert wissenschaftlicher Erkenntnis die Dornröschenwildnis aus Trümmern und Leben endgültig zu trennen. Wichtig ist, dass *ich* jetzt wieder heraus finde. Dass *ich* in Ruhe meinen Weg durch die Zwiebelfelder nach dem Kafenion antreten kann. Dass ich weiss: Auch ich bin nur eine Stelle im Geflecht aus Sein und Vergehen.

Chrissoskalitissa

In der Bucht nach Kap Mavro treffe ich auf die Strasse nach dem Kloster. Es ist prächtig hier: Tiefblaues Wasser, Kieselstrand, ein Haufen zerfallener Gebäude. Die Strasse steigt ein wenig, entfernt sich vom Meer. Der Nachmittag schrumpft zusammen.

Da liegt das Kloster wie eine Akropolis vor mir. Nonnen blicken herab. Ich steige langsam die vielen Stufen empor. Herzlicher Empfang mit Kaffee, Uzo, Loukoumia und ersten Birnen.

Hesperinos. Der Gesang ist schön. Wie wir um acht Uhr aus der Kirche kommen, sehen wir die Sonne gross und mächtig über dem Meer stehen. Das scheint hier alltäglich zu sein. Ich steige auf den Felsgipfel über der Panhagia-Kirche. Dort ist eine kleine Kapelle. Der höchste Punkt der Akropolis. Abendwind umkühlt mich. Ich höre das Meer und sehe die Sonne sinken. Weihrauchgeruch steigt aus den Kleidern. Die versengte Haut spannt sich auf den Backenknochen. Ein Tag ist vorbei, endgültig abgelegt. Kostbar wird das Leben.